

# Lieb Vaterland.

Roman von Rudolf Straß.

(22. Fortsetzung.)

Hand aufs Herz, was ist der Junge eigentlich? Ein kleiner Russe? Rußland ist weit und Du bist eine Deutsche. Ein Deutscher auch nicht. Auch kein Franzose, obwohl er in Paris geboren ist. Also ein kleiner Weltbürger nicht wahr? Ihr seid's auch! Ihr findet das gut! Ich kann mich in Eure Stimmung nicht versetzen. Ich hänge zäh und fest an meinem König und an meinem Vaterland. Ich bin damit verwaschen wie mit mir selber. Ich will mit Degen und Handschuh auf dem Sarg begraben werden, und die Glode der Unabhängigkeit soll dazu läuten, wie sie schon so manchen alten Soldaten gekläut hat. Wer weiß, wie bald die Stunde kommt! Und schau, meine Tochter: Deswegen laug' ich nicht zu Eurer Taufe. Mir tut das Kind leid. Mir tut jeder Mensch leid, der sein Vaterland hat. Ruch meinem Gefühl fehlt ihm der Boden unter den Füßen. Er wird der unermüdeten Wohlthaten nicht teilhaftig, die aus einer großen Gemeinschaft fließen. Mag er ein guter Vater, Mag er ein guter Sohn, Vater, Geschwistermann werden — ihm mangelt unter Würdigen vom Uten Friz her: die verfluchte Pflicht und Schuldbelastung im großen Sprich: fährst Du nicht, dich ein junger Mensch da leicht eigenmächtig und blasiert wird?

Nun wirst Du antworten: Ein Deutscher kann unser Charles-Juan nie und nimmer werden! Höchstens ein kleiner Franzose oder Russe, wie das schon seine Vornamen sagen. Das ist es eben! Im Taufbuche eines Knaben, der vielleicht als Mann dereinst gegen Deutschland und seine Untel und Vetter kämpfen würde, möchte ich, ein alter preussischer General, auch nicht stehen! Das wirst Du mir vor' freier her, als Du noch ein Berliner Soldatenkind warst und eine preussische Leutnantsfrau werden wolltest, wohl nachempfinden!

Aber seitdem — darauf kommt es immer wieder hinaus — haben sich Deine Wege von den unsren getrennt. Und somit auch die Deines Kindes und Deiner künftigen Kinder. Sei mir nicht böse, meine gute Greta: Ich sag' es Dir offen, wie mir's um's Herz ist. Ich bring' es nicht über's Herz, dabei zu sein. Das Unerlöste, Unbestimmte bei Euch geht mir so wider die Natur. Ich kann nicht, liebes Kind, ich kann nicht. Ich bin alt und krank. Es würde mich zu sehr aufregen! Sei mir nicht böse! Mama schreibt Dir noch etw'! Dich liebt wie immer und segnet Dich und wünscht Dir und dem kleinen Charles-Juan und Deinem lieben Mann alles Gute.

Dein treuer Vater.

Zum zehntenmal sprachen in Paris die Kassenkassierer in diesen weißen ersten Septembertagen. Sie trugen rosa Blüten zwischen sommerlichem Laub am selben Ort. Tag für Tag überstrahlte die Sonne vom gleichen blauen Himmel die ladende Stadt. Ein sanfter Wind schaukelte die Schwüle. Er brachte einen Hauch von Schatten und Kühle des Boulevard Waldes mit sich, wie er die Vorhänge an den offenhängenden Fenstern des Palais Barberien blähte und mit dem Brief spielte, den Margarete schmerzhaft in der Hand hielt. Sie las die ältlichen Zeilen des Vaters zum drittenmal. Sie merkte aus der unruhigen Schrift, wie alt er im letzten Jahre geworden. Sie wunderte sich nicht über das, was er schrieb. Sie hatte es eigentlich erwartet. Und doch tat es ihr bitter weh. Auch das Mama nicht kam. Von sich aus hätte sie es getan. Sie ließ es in ihrem Schreiben durchblicken. Aber sie hatte ja keinen eigenen Willen. Sie ging in allen Dingen des Lebens blindlings mit dem Vater durch die Welt.

Und die Geschwister? Gertrud, die zweite, hatte geantwortet, ein Abschied nach Paris — das würde freilich himmlisch. Aber so als Wächterdämon dazwischen unter den wahnhaften Toilettens der vorigen Missionärinnen, dazu ihr kümmerliches Pensionatsfranzösisch... Ebenjovanz konnte Sofia, die Jüngste, eben erst Vermählte, von ihrem Koffer weg, Adalbert und die anderen Brüder betonen als Offiziere auch seiner Urtat nach Paris. Es kostete auch zu viel für die paar Tage... Kurz... sie fehlten sämtlich Margarete dachte daran, wie sie einst im Liebesrausch als Braut alle ihre Freundinnen zu sich in die Pariser Herlichkeit eingeladen hatte. Keine von ihnen war je gekommen, der Verlobungstag mit ihnen jezt, wo sie im dritten Jahr verheiratet war, längst eingeschlossen, die Begleitungen gelöst. Sie empfand heute deutlicher als je, was sie nur noch war, immer bleiben würde: ein Anhang des Hauses Barberien. Und dazu ein untergeordneter. Das ließ man sie nicht fühlen, weil ihr Mann sie schützte. Sie fühlte, sie wurde müde an diesen Leuten. Die waren stärker als sie. Die hätten es auch gar nicht bezweifelt, daß sie die ganze Gesellschaft anders als rein geschäftliche Angelegenheiten. Man goppelte nun einmal als

Schmetterling auf der goldenen Nadel. So oder so...

Nun war der Tag der Taufe. Die protestantischen Tempel der Seinestadt boten nicht genug Raum zur Prunkentfaltung. So wurde das Fest im Palais Barberien gefeiert. Draußen standen die Autos in langen Reihen, drängten sich die Koffer. Innen blühte und duftete es wie in einem Gewächshaus. Kostbare Gaben für den kleinen künftigen Millionär lagen dozisch, vom goldenen Kösselchen bis zum Ehed auf die Bank von England. Auch Margaretes Angehörige hatten Gesandtschaften geschickt, einen mächtigen, silbervergoldeten Paßbuche, auf dem das Wappen der Ruffen, die Taube mit dem Dreizeig, prangte. Es nahm sich sehr gut aus. Papa war immer anständig in solchen Dingen. Zu anständig. Er gab lieber über seine Mittel. Auch Briefe waren von daheim gekommen, von der Mutter, den Geschwister. Der alte Herr hatte nicht selbst geschrieben. Er hatte sich, wie er meldete, beim Aussteigen auf der Treppe die Hand verstaubt und diktieren seinen Sohn Adalbert. Es waren nur wenige Zeilen voll Liebe und Güte. Sie machten Margarete das Herz schwer. Sie sah bläse und schweigend während der Taufe in ihrem Sessel. Der schwere Duft der Blumen, der Parfüms, der Kerzen beäubte sie halb. Sie hörte wie von weitem die Stimme des Geistlichen. Sie hatte immer den bummer Gedanken, das ganze hier jetzt auch alles ohne mich. Ich habe meine Schuldigkeit getan. Der kleine Federien ist da. Er ist nun schon acht Wochen alt. Die Pirma hat ihren Erben. Nun gehört er schon diesen Großkassieren und ihren Frauen, nicht mir, dem Eindringling. Sie fühlte einen Haß gegen diese Leute. Aber sie war zu müde, ihn langweilig zu machen. Es war Traurigkeit in ihr. Ein Abschied. Ein Frieden. Ein gleichgültiges Alles-mit-sich-geschehenlassen.

Dann entstand mitten in der feierlichen Handlung ein leises Krächzen unter den jungen Mädchen. Das war, während Alphonse Federien vor den Altar trat, der über beleumdeten Junggefelte, auf dessen Erblichkeit Charles bereits für seinen Sohn hoffte. Dabei besaß er als Vater, Karl Federien hatte das feinerste seiner Frau erklärt und sie dabei triumphierend aus seinen kühlen blauen Kontoraugen angeblüht, und sie hatte sich beinahe geschämt, daß sie immer noch so naiv war und verzog, worauf alles im Leben entnommen... Geld... Geld... immer Geld... Alphonse zog sich im übrigen sehr gut aus der Affäre. Mit unerlösterlicher Würde hielt er das Spitzentischchen. Er war, im Profil gesehen, mit seinen scharf geschnittenen länglichen Zügen, dem spitzen Vorderrand, der schlanken, hohen Gestalt in seiner Art ein schöner Mann. Und selbstsam: so lange er den Tauffuß auf dem Arm hatte, war der müssigst und schrie er wieder, als ihn Madame Rade Federien, die letzte der Väter, an sich nahm.

Während der Festfeier, die darauf folgte, verstärkte sich Margaretes Traurigkeit. Sie blähte die Reifen hinaus und hinunter. Ein Schauer bodenloser Einsamkeit überließ sie. Nirgends ein vertrautes Gesicht. Ein Mensch, dem sie aus der Ferne hätte zuwenden können und der sie ohne Worte, mit einem Lächeln, verstand. Nichts, das aus dem, was sie war, woher sie kam, aus Kindheitstagen und Mädchenjahren zu ihr sprach. Was hätte sie darum gegeben, unter allen diesen Fremden irgendwem Vapras freundliches, gesuchtes Antlitz, die stillen, immer noch schönen Züge ihrer Mutter zu sehen, einen Blick der Liebe zu erhaschen, ein wenig Wärme im Herzen zu spüren. Sie wäre am liebsten aufgesprungen und aus diesem Gefächter und Stimmengewirr weggegangen. Sie hatte ein wildes Sehnen nach der Menschen daheim, die wie sie dachten und fühlten und sprachen. Aber um sie klug kein deutscher Mann. Sie hörte, wie eben jetzt ihr Mann seinem Bruder Sefcha gedämpft etwas auf russisch über den Tisch sagte, mit einem Blick auf sie. Er sprach von ihr. Sie fuhr auf. Sie konnte diese Angewohnheit nicht leiden, sich in ihrer Gegenwart, wie es die Federiens häufig taten, in der Sprache des Landes zu unterhalten, dessen Untertanin sie war, und von der sie doch keine Silbe verstand.

„Was hast Du denn da wieder für Geheimnisse?“ fragte sie gereizt, und Karl Federien antwortete, abschätzend leichtsinnig.

„Ich erzähl' es Dir nachher!“

Er sah auch zerstreut und etwas angegriffen aus. Sie wunderte sich darüber. Diese ausserlesene Tafel hier vor sein eigenes Werk. Er hatte sich keine Mühe und Kosten verbrießen lassen und aus allen Ecken Europas Lederbüchlein beschaffen, um der Familie zu imponieren. Aber nun sah er wortlos da. Er sah wenig. Er mußte wohl geschäftliche Sorgen haben. Margarete dachte nicht weiter

darüber nach. Sie war froh, daß man sie selbst in Ruhe ließ. Man beachtete sie nicht. Man lachte und lärmte um sie herum... über sie hinweg... Dann klopfte jemand an das Glas. Monsieur Gustave Weinbauer, der große Mühlhauer und Pariser Patriot, der selbst eine Federien, Alphonse's ältere Schwester, zur Frau hatte, erhob sich zur Festrede auf den Tauffuß. Der hübsche kleine Herr, mit Zwieler und schneidigem Henriquatre, die rote Kofette der Ehrenlegion in der Brusttasche, fing heiter an. Er wollte von dem Zwieler sprechen. Dem ersten Zwieler auf Erden. Adam und Eva. Mann u. Frau. Dieser Bund ist heilig. Durch ihn besteht die Welt. Ihn preisen wir auch heute und danken Gott.

Ein paar Damen lächelten gerührt. Einige Herren machten unbehaglich gepeinigte Gesichter. Sie nannten den Alten und seine fixe Idee. Sie ahnten schon den Uebergang.

Gustave Weinbauer verstärkte seine Stimme. Er schlug neben mit dem Messer, das er noch in der Rechten hielt, gegen die Tischplatte. Er lästelte immer noch, aber mit funkelnden Augen: Neben diesem Zwielerbund der Ehe, meine Damen und Herren, verkörpert der Knabe, den wir eben aus der Taufe haben, noch eine andere Allianz. Er ist als Russe in Frankreich geboren. Das ist wie ein Sinnbild. In ihm einen sich die wichtigsten und heiligsten Freundschaftsbeziehungen, die die beiden großen Staaten seit den Tagen von Kronstadt... „Was die politische“ schrie von unten her lechentlich eine Dame. Auch der Hausherr schaute mit wachsendem Kopf schütteln zu dem Redner hinüber. Doch der ließ sich nicht beirren. Eine Welle patriotischen Jörnens färbte seine gefurchten Wangen. Er hob die Hand, um sich Ruhe zu verschaffen, und zupfte sich die weiße Kravatte zurecht.

„Und, meine Damen und Herren, ich gehe noch weiter! Ich — und nicht ich allein, sondern wir alle — haben etwas davon läuten hören, daß unser lieber Charles Federien damit umgeht, das französische Bürgerrecht für sich und damit auch für seine Nachkommen zu erwerben. Noch mehr: nach Nachzichten, die aus dem Ministerium dringen, ist die Sache schon so gut wie spruchreif. Ich glaube, wir können heute schon Charles, den Vater, den Sohn, als Bürger der großen französischen Republik begrüßen!“

Karl Federien war aufgestanden, das Glas in der Hand. Er wollte dand mit dem Redner anstoßen. Der winkte ab. Er sagte jetzt fast für sich im Ton nun erst die Hauptsache. Der Jämmerismus des Kaiser Reichs ging mit ihm durch:

„Frankreich kann Männer brauchen, meine Damen und Herren! Brauchen für die große Stunde, wo seine Jugend zu den Waffen strömt und die geübten Provinzen wieder an sich reißt. Ich neige mich im Geist vor dieser Stunde! Ich grüße Frankreichs Adler!... Ich grüße den, den sie dereinst beschützen werden, Charles-Juan, unseren kleinen Patrioten!“ (Er lebe hoch!)

(Fortsetzung folgt.)

## Die großen Chinen.

Ein zu Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts verstorbenen Admiral der englischen Flotte, der in der Marine bekannt war wegen seiner Grobheit, befehligte einst ein Kreuzergeschwader im Ausland. Dem Admiral war von seiner vorgesetzten Behörde aufgegeben worden, verwichene asiatische Kinder zu kaufen, diese an Bord zu bringen zu lassen, um in die Verpflegung der Offiziere und Mannschaften einzuwickeln. Die Anweisung wurde durch Verabreichung freier Fleischstücke gegeben. Ueber diese Einrichtung, die sich als ungeeignet erwies, war natürlich penible Rechnungsführung erforderlich, die sich auch vorchriftsgemäß über die Verwendung der Güter der geschleppten Kinder zu erstrecken hatte. Für den Bordverbrauch konnte das Leder sehr gut verwendet werden, und der Admiral berichtete entsprechend an das Marineamt, daß man das Leder der zwölf Ochsen, die zur Anfertigung verschiedener Dinge an Bord verbraucht hätte.

Vom Marineamt ging auf diesen Bericht hin eine Verwarnung an den Admiral dergestalt ab, daß aus zwölf Ochsenhäuten viel mehr hätte herausgewirtschaftet werden können.

Woraus der Admiral kurz zurückberichtete: „In Afrika gibt es leider keine so großen Ochsen wie in London.“

Die vegetarische Herrschaft. Zettel: „Alle liebe Tage Kohl und Rüben! Da werd' ich wohl meine Gesundheit bald einstellen müssen. Soldatenliebe kauft man nicht beim Gärtner!“

— Warum. Produkt (zum Chef): Wenn auch die Firma Kaiser in Wampfen zu einem größeren Abschlag mit uns bereit ist — warum soll ich denn da gleich mit dem nächsten Schnellzuge fahren? Das hätte doch morgen auch noch Zeit!“

Chef: „Fahren Sie nur gleich hin; wie leicht können sich die über uns erkundigen!“

## Der alte Baron.

Von A. Ronni.

Er lebte nur noch fürs Spiel. Nicht vom Spiel. Dazu hatte er nicht genug Glück. Auch früher nicht, als er noch jung und reich war. Im Gegenteil. Das Spiel verschlang allgemach, was die einst noch mehr bevorzugten Pferde und Weiber — vorbei, vorbei... Kur das Spiel war geblieben, der Klub und das Jeu. Der Klub, der ihm zugleich die verzeigte Heimat ersetzte. Schon neumannshäßig war er, der alte Baron Jellenbrock, in ein paar Monaten adäpt, aber immer noch ein liebenswürdiger, feiner, alter Herr, tadelloser Kavaliere, Aristokrat durch und durch und unverwundlicher Lebensmann. Er spielte und dinierte, dinierte und spielte. Das war sein Lebensprogramm. Was spielte er? Baccarat, bald Ecarté, wie es die Gelegenheit ergab, aber er spielte lediglich das, was ihm Lebensbedingung war. Bald spielte er hoch, bald um lächerlich kleine Beträge, je nachdem es mit seiner Kasse bestellt war. In der letzten Zeit spielte er nur noch um geringe Einsätze, denn es anzte nicht mehr. Nicht mal zu guten Dinners, die er ebenfalls liebte. Besonders am Abend, vor dem Feu... Das alte Gut war fort, dahin, verfallen, ausgezehrt. Im Hofe, zu Jellenbrock's hielten einige Engländer, die aus dem alten, feudalen Herrschaft eine — Antikariat gemacht hatten. Dann waren noch die Wälder übrig, aus denen einiges herauszuschlagen war. Schließlich fandte Baron Hans, ein Neffe des alten Jellenbrock, an jedem Erben fünflich fünfzigtausend Mark. Das war alles. Wenig genug für den alten Herrn. Aber man konnte immerhin leben, wenigstens scheinbar nach alterwohnter Art und hergebrachtem Stil, wenn auch zuweilen Schulden dazu gemacht werden mußten. Und man machte Schulden, oft sogar, und recht große. Wer konnte auch dem Herrn Baron v. Jellenbrock den Kredit verweigern, wenn er in seiner unmaßhändig vornehmen Art Geld oder Waren lieh!

Aber am Spieltische war er korrekt bis zur absoluten Tadellosigkeit. Er spielte nur gegen Kasse. Er zahlte bar, vielmehr er richtete es stets so ein, bar zahlen zu können. Bald spielte er um hunderte von Mark — was immer am Anfang des Monats zu geschelien pflegte — bald um zehn Pfennige zur Zeit der Ebbe. Aber er spielte immer. Langte es auch manchmal für die dringenden Erfordernisse des Alltagslebens nicht, der alte Baron wachte es mit erstaunlicher Spitzfindigkeit einzurichten, daß er für den Spieltisch immer etwas übrig hatte. Und wenn auch nur ein paar Groschen zu einem Ecarté mit dem tauben Major, der nie höher als zehn Pfennige die Partie spielte...

Gestern war es wieder einmal sehr spät geworden im Klub, und er hatte auch viel verloren. Sehr viel sogar mit Rücksicht darauf, daß die nächste Subvention erst in zwei Wochen fällig war. Fast alles, was er hatte. In diesem Monat ging es überhaupt ziemlich schief. Wieder im Ecarté, noch im Baccarat wollte es gelingen. Er lag immer auf der Außenseite. Und gestern, ging der letzte Hundertmarkschein drauf. Kaum ein paar Taler waren geblieben.

Der alte Baron befand sich in griesgrämiger Laune. Es war schon fast Mittag, er lag noch im Bette, schlafen konnte er aber nicht. Er beriet sich die Zeit damit, daß er auf dem Plumeau noch alter Spielart starkentombinationen zusammenstellte. Phantastische Glücksfälle. Ach, wenn er gesehen diese Karten bekommen hätte und seine Partner jenseit Seine Laune wurde noch schlechter. Er schmerzte sich die Millionen vor, die er heute sehr gut verwenden werden, und der Admiral berichtete entsprechend an das Marineamt, daß man das Leder der zwölf Ochsen, die zur Anfertigung verschiedener Dinge an Bord verbraucht hätte.

Da klopfte es an der Türe. Der Klubbier — einen eigenen konnte sich Jellenbrock lange schon nicht mehr leisten — trat herein und meldete, der Geldbrieffträger sei da und hätte an Herrn Baron was abzugeben.

Der alte Herr drückte das Ronocle ins Auge und wimpte mit einiger Anbe.

„Kassen Sie ihn nur herein.“

Kaum war der Diener aber draußen, verließ ihn auch schon die Haltung. Der Geldbrieffträger! Der Herr, von dem denn, von dem denn? Er hatte ja für jetzt nichts zu erwarten. Aber egal von woher, es kam jedenfalls zur rechten Zeit. Der Baron zitterte doch vor freudiger Erregung, als er in den Schlafrock schlüpfte. Als aber der Brieffträger ins Zimmer trat, zeigte er wieder keine gleichgültige vornehme Ruhe.

Also ein Brief. Ein Geldbrief. Ganz recht, über — ah — der alte Herr wollte einen Moment — über 5275 Mark... So, da war's. Er unterwarf sich in kräftigen Zügen, gab dem Postmann ein fürstliches Trinkgeld — sein ganzes Restvermögen von gestern und blieb dann allein mit seiner Lieberbraung.

Nun konnte er sich gehen lassen. Himmel, welche Summe! 5275 Mark! Ein seit langen Jahren nicht mehr gesehener Schatz. Und gerade jetzt, zur Zeit totaler Ebbe. Wer war denn der Rettungengel?

Er öffnete den Brief und machte die Unterjchrift. Seine Engländer waren's, die aus dem Kasse ein Antikariat gemacht hatten. Sie haben einen Teil des Schloßwaldes, der noch sein Eigentum war, umhauen lassen und das Holz für Fabrikszwecke verwendet. Nach unmaßhlichen Verrechnungen, Abzügen, Speizen u. dgl. bleiben noch so viel übrig, die aber überjendet werden. Den Schloßpark — Himmel, seinen Bildpark, die Jasanerie, das nennt der Antikuar „das Holz!“ Einen Moment wollte er aufbrauen, es lebte sich etwas in ihm gegen den Handel auf — doch er besann sich rasch auf seine Kasse. 5275 Mark! Eigentlich recht nett von den Herren Engländern, und wie anständig abgeredet... Ach was, Jasanerie, wozu denn überhaupt Jasanerie? So überflüssiges Geflügel... aber Geld, das braucht er, und das hatte er nun, mehr als seit langer Zeit. Und wie vernünftig wollte er den Schatz verwenden. Nicht verpielen. Nein, ganz gewiß nicht. Im Gegenteil. Ganz rangieren. War auch schon hoch an der Zeit. Seine Finanzen bestanden sich stark in Unordnung, und dem Kredit mußte durch Einlösung einiger alten, längst fälligen Kuponen, langst verschollenen werden. Freilich wollte er es tun und dann den Schneider bezahlen, die letzten drei Anzüge, und auch die Wäsche... Er, die hatte ja der Baron ganz vergessen. Baron Jellenbrock's Wäsche der Wäsche, einer armen Witwe, seit sechs Monaten das Wäschegeld! Das mußte getilgt werden. Wie konnte er das so lange vergessen. Wahrscheinlich, es war ja schon längst ihr Geld — die arme Wäscherin...

Es war schon spät am Nachmittage, als der alte Baron in tadelloser Abendtoilette seine Wohnung im Parkterre des Klubgebäudes verließ. Er wollte gleich da, was viel Bekümmertes hatte. Dem Klubbier drückte er ein paar Goldstücke in die Hand. Er war ihm mit einem solchen Hundertmark wohl schon lange im Kluge. Dann schlenderte er gemächlich die Straßen entlang, ein altes, längst verschollenes Liedchen vor sich hinträdelnd. Vor einem Blumenladen blieb er jäh stehen, als wäre in ihm plötzlich eine alte Erinnerung aufgelesen. Dann trat er rasch in den Laden, bestellte ein prächtiges Bouquet, lauter la France-Mosen, abzugeben in der Oper an Frau Hedrich.

In der Oper gab man heute den „Zouabour“, natürlich als Vindobühner. Gewiß ist irgend eine Abgabe schuld daran, daß nicht die „Vorderdämmerung“ gespielt wird oder sonst ein Wagner. Vor zwanzig Jahren oder dreißig freilich, damals, als der „Zouabour“ noch jung war, und auch die Hedrich noch die Leonore sang und nicht die Agucena, und wie prächtig sang sie damals, wie schön, wie elegant war sie, wie jung... ah, wie wehmütig ihn der Gedanke jammerte... vor dreißig Jahren... Aber die Hedrich soll jehen, daß Baron Jellenbrock Freundschaft zu halten weiß und ihrer aus im Glück nicht verzicht. Darum die Mosen, und auch in die Oper will er gehen, um sie als Agucena zu hören und herranz, vielmehr, nein ganz gewiß, da will er zu einem Souper laden — nur ausserlesene Gerichte, Antiken, Champagner — das soll wieder ein Abend werden, wie eigentlich alle Abende sein sollten, um Lebenswert zu sein.

Der Baron ging richtig am Abend in die Oper und dachte gar nicht daran, daß er sie schon so lange keine Oper gesehelt hat. Er sah in der Loge mit der vornehmen Blasertheit eines Erstgängerhabitués. Zimmerlin, der erste Akt interressierte ihn sehr und auch das Jigenlager mit der Szene der Hedrich als Agucena. Sie sang wunderbar, die Hedrich, und spielte so lebhaft, als wäre sie nicht schon — wie viel denn? — Der alte Herr mußte gesehen, daß die Hedrich wohl schon nahe dem Sechzigern sein mochte. Also auch schon etwas angejahrt, die gute Hedrich, die lustige Babette von „domals“ und wie so fette die La France-Mosen angefaßt hatte und immerfort zu seiner Loge hinaufblitzte. Genau wie „domals“. Sie hatte ihn sofort erkannt, trotzdem sie sich schon lange nicht mehr gesehen hatten. Nun ja, später wollte er auf die Bühne, sie Baron jitterte doch vor freudiger Erregung, als er in den Schlafrock schlüpfte. Als aber der Brieffträger ins Zimmer trat, zeigte er wieder keine gleichgültige vornehme Ruhe.

Wieder dauerte es bis zum hellen Tage. Um 7 Uhr früh klopfte der alte Baron seinen Rock zu, stülpte seinen Zylinder auf und begab sich ins Parkterre, in seine Wohnung. Daheim setzte er sich eine Weile auf den Rand des Bettes, ehe er sich entledigte. Er griff immerzu in die Tasche und überzeuge sich davon, was er ohnedies recht gut wußte. Die Klubmarken waren dahin, die dreimalhunderttausend Mark vertan, nicht mit dem fünfthausend Mark von gestern. Kaum ein

derbare Unruhe. Zouabour und Agucena verloren immer mehr an Interesse. Er dachte an den Klub, wo es eben wohl lebhaft zu werden begann, an das gewohnte Milieu mit Zigarrendampf und Sportgeräusche als Präliminum zum Spiel. Schon nach dem zweiten Akt hatte er das Theater verlassen, die Hedrich vergessen. Oper, Weiber — vorbei. Nur das Jeu hatte Reiz für ihn.

Im Klub ein rasch eingenommenes Abendrot, dann hinein ins Spielzimmer, wo gerade ein solennes Baccarat in Gang gedrückt wurde.

Bis in den hellen Morgen hinein dauerte das Spiel. Baron Jellenbrock stand als letzter vom schmutzgrünen Tisch auf. Er hatte mit toller Haltung bis zum letzten Moment gespielt — und das Glück hatte ihm diesmal für manchen Posten, den es mit ihm im Leben getrieben, Revanche geboten. Glänzende Revanche. Als er auf seinem Zimmer die Klubmarken, sicherer und besser als Geld und Kassenheine, zählte, fand er, daß er so an die dreimalshunderttausend Mark gewonnen hatte.

Revanche, wie kalt ihn der Mammon ließ. Nun spielte er fozugagen sein Leben lang abendlich mit der Ginge und Geduld, mit der man eben nur eine Lebensaufgabe erfüllt, läuft fortwährend dem Glücke nach und schimpft gemaltig, weil es sich nicht zwingen, nicht fangen läßt, und da es ihm endlich gelang und er nun mit einem Haupterfolg sein Streben krönen kann, bleibt er kalt, gleichgültig, und vermag sich nicht einmal ordentlich zu freuen. Welch Vergnügen bereitet es ihm sonst, am Baccaratstisch hundert oder zweihundert Mark zu gewinnen, ja, er hatte auch ein Kuponenplättchen, wenn er zu Zeiten bedenkenlos stoffschonnd dem tauben Major im Ecarté drei Mark abnehmen konnte — und nun hat er ein Vermögen in der Hand und er bleibt ganz ruhig, was mit so viel Geld anzufangen.

Da fällt ihm die Wäschefrau ein. Wahrscheinlich, die soll bezahlt werden, sonstig bezahlt. Ist er ihr doch seit einem halben Jahre den Wäscherlohn schuldig, oder vielleicht seit einem ganzen Jahre?... Sa, ja, die arme Frau soll heute noch reichlich entlohnt werden. Sie hatte ja so viel Geduld und arbeitet so gut und so prompt — die arme Wäschefrau...

Dann denkt er an sein Ahnen-schloß, in welchem jetzt Engländer Antikarfabrikeren. Eigentlich sollte er das Kastell säubern von dem Geist der Industrie und des Handels, der dort eingezogen ist. Und das kleine Gehölz hinter der Orangerie, das allein noch vom Wildpark übrig ist, sollte auch gerettet werden. Geht er wird den Engländern kategorisch schreiben, sofort, noch heute oder morgen — dann sollen die Wäschinen aus dem Schloß, und Dampf und Rauch soll nur aus der Herrschaftliche dringen. Gewiß... Da übermannte den alten Baron der Schlaf. Draußen schien die Sonne, aber durch die Läden drang kein Strahl. Der Alte schlief und schlief, er unruhig, von Kartenfiguren und riesigen Geldrollen umgaukelt, dann immer feher und tiefer, und er schlief den ganzen Tag hindurch bis in den dunklen, schattigen Abend hinein.

Es war 10 Uhr, Mitternacht. Baron Jellenbrock hatte opulent diniert. Für den ganzen verfluchten Tag. Während des Aufklebens, während des Essens und des gewohnheitsmäßigen Durchlätterns einiger Zeitungen hatte er wohl hin und wieder daran gedacht, daß er in seiner Tasche einen ungeheuren Schatz mit sich führt. Aber das war nur so blühartig in ihm aufglimmte. Der Gedanke an die kolossale Summe drang nicht tiefer, zeigte ihm keine klaren Schlüsse, keine unruhigen Ideen, keine Reflexionen — er freute sich der Vorzüglichkeit des Dinners, der angenehmen Schritte des Champagners, blieb im übrigen vornehm, reserviert, gemessen, wie er es immer war, auch wenn er erst für den nächsten Tag seinen Zylinder zu gewärtigen hatte...

Im kleinen Salon spielte man wieder Baccarat. Die Fortsetzung von gestern. Jellenbrock schlenderte erst ein wenig durch die Säle, plauderte mit Bekannten, erkundigte sich gewohnheitsmäßig nach gleichgültigen Sportangelegenheiten, hielt es aber überall nur flüchtig an. Es trieb ihn gewaltig, unwillkürlich an den Spieltisch, und bald war er auch mitten drin im Baccarat, der heute noch höhere, gewaltigere Dimensionen annahm.

Wieder dauerte es bis zum hellen Tage. Um 7 Uhr früh klopfte der alte Baron seinen Rock zu, stülpte seinen Zylinder auf und begab sich ins Parkterre, in seine Wohnung. Daheim setzte er sich eine Weile auf den Rand des Bettes, ehe er sich entledigte. Er griff immerzu in die Tasche und überzeuge sich davon, was er ohnedies recht gut wußte. Die Klubmarken waren dahin, die dreimalhunderttausend Mark vertan, nicht mit dem fünfthausend Mark von gestern. Kaum ein

paar Mark waren geblieben, traurige Zeugen aus der Zeit, da das Glück auf so kurzen Weich bei ihm erschienen war...

Seiner Moment lang bemächtigte sich einer ein unbekanntes, unbehagliches Gefühl, seine Nerven überbrierten so unangenehm, aber nur einen Moment lang, dann hatte er sein vornehmes Gleichgewicht wieder und er vermochte ganz ruhig weiter zu denken. Die Engländer sollen nur leiden, das Schloß ist ohnehin feucht, und er hat sich noch jedesmal dort einen Rheumatismus geholt. Auch das Waldchen hinter der Orangerie mögen sie nur abholzen. Wozu denn auch diese alten, morschen Bäume noch stehen lassen, sie verzerren ja nur die Aussicht. Aber einen besseren Preis müssen sie zahlen, war er doch mit der letzten Abrechnung nicht so ganz zufrieden gewesen.

Freilich, Baccarat wird er heute nicht spielen. Nur Ecarté — mit dem tauben Major — die Partie zu zehn Pfennige — ist ja auch ganz anständig.

Er war schon im Einschlafen begriffen, da fiel dem alten Baron die Wäschefrau ein mit ihren unvorjerten Kindern. Ein, allerdings, das arme Weib... nun wird sie wieder etwas martern müssen — aber — aber diesmal — nein, so lange durfte er nicht mehr warten — besser sofort — wenn man der Baron Jellenbrock ist —

Und dann sank er mit einem Schreien, als hätte er eine Heidenart verübt — die erste seines Lebens — in den Stuhl zurück, und seine Augen schlossen sich... und er schlief, schlief ruhig und fest, bis es wieder Abend wurde — Mitternacht...

## Die Körpergestalt berühmter Männer.

Bei Nachforschungen nach der Gestalt berühmter Männer hat sich ergeben, daß das Idealbild mancher Helden, von der nichternen Wirklichkeit etwas angekränkt, fortgerichtet werden muß. Xenokles, der berühmte griechische Kampfdichter, war klein; Aeschylus, der Fabeldichter, war bubeig; Alexander der Große hatte einen Schiefhals; Walter Scott hatte einen sogenannten Klumpfuß, La Fontaine, der berühmte französische Diplomat, litt an einer Deformität des rechten Fußes; Byron, das englische dultliche Genie, hatte einen Klumpfuß, was aber den britischen Dichter nicht im geringsten hinderte, als erster den Bosphorus bei Konstantinopel zu überschreiten und so einen Rekord herzustellen, wie er vorher nicht bekannt worden ist. Auch andere berühmte Männer haben durch ihre körperliche Mängelheit keinen Verlust ihrer geistigen Kraft erlitten. Und noch viele große Menschen unserer Kultur, wie Mendelssohn, Voltaire u. f. w., haben reichlich durch physische Mängelheit wettgemacht, was ihnen an körperlichen Gaben ermangelt. Seltener finden wir geniale Begabung und körperliche Untadeligkeit zusammen.

## Ein Denktzettel der Jenny Lind.

Die berühmte Sängerin hatte sehr viel unter den Beschäftigungen neuerer Touristen auf ihrem Bestium Walden Hill zu leiden. Eines Tages wurde sie auch von einer größeren Gesellschaft Ausflügler heimgeführt, die die Sängerin bei ihren Spaziergängen im Park und in der Umgebung von Walden Hill durch allerlei Inquisitionen geradezu drangsalterten. Jenny, die sich keinen Rat mehr wußte, beschloß, die Gesellschaft zu empfangen und ihr dann einen gehörigen Denktzettel zu erteilen. Als alle in Empfangsalon versammelt waren, sagte Jenny Lind: „Meine Herrschaften, Sie wollen mich sehen. Wenn Sie genau achtlich von hier, dann nächst meine Ansicht von dort, dann im Profil und nun die — Rückenansicht!“

Damit zuckte sie hinaus und ließ die verübten und beschämten Neugierigen stehen.

Aus Verzweiflung, daß er infolge seines Alters keine Beschäftigung finden konnte, machte in Washington, D. C., der 63 Jahre alte Charles Hemming seinem Leben ein Ende, indem er in seinem Zimmer Leuchtgas einatmete. Harry E. Webb und Thomas Swift brauchen die Tür auf und fanden ihn als Leiche. Genating hatte keine Verwandten in Washington, nur eine Schwester in Harrisburg, Pa.

Ein neuerlicher Apparat, der auf leichte Weise Pferden Medizin einzugeben, besteht aus einem hohen Gefäß mit kleiner Öffnung an der Seite und mit einem aufrecht stehenden Trichter verbunden, in welchen die Medizin gegossen wird. Der Apparat wird durch einen hinter den Oberen festgeschlossenen Riemen festgehalten.